

Dorothy Swaine Thomas (1899–1977)
Soziologischer Objektivismus: Der harte Weg
in die Profession

von Robert C. Bannister

Einleitung

Nach fast allen gängigen Kriterien war Dorothy Swaine Thomas (1899–1977) die erfolgreichste Soziologin ihrer Generation. Mit zweiundzwanzig Jahren war sie Koautorin von zwei wissenschaftlichen Artikeln, die sie zusammen mit William Fielding Ogburn, ihrem Professor am Barnard College, verfaßt hatte. Mit fünfundzwanzig schloß sie ihre Doktorarbeit an der London School of Economics ab, die unter dem Titel „Social Aspects of Business Cycles“ (1925) veröffentlicht wurde. Mit siebenundzwanzig arbeitete sie mit William I. Thomas, dem berühmtesten der noch lebenden Begründer der amerikanischen Soziologie, an „The Child in America“ (1928). Noch vor ihrer Heirat 1935 machten die beiden jährliche ‚Wallfahrten nach Schweden‘, wo Gunnar und Alva Myrdal, die bekanntesten Sozialwissenschaftler dieser Nation, zu ihren Kollegen gehörten. Am Ende ihrer Karriere hatte Thomas zehn Bücher allein oder in Kooperation mit anderen geschrieben, darunter „The Spoilage“ (1946) und „The Salvage“ (1952), Pionierarbeiten über die erzwungene Umsiedlung und Internierung von Westküsten-Amerikanern japanischer Herkunft während des Zweiten Weltkriegs.¹

Professionelle und akademische Anerkennung stellte sich ein. Nachdem sie als Forschungsassistentin am Teacher's College von Columbia gearbeitet hatte (1927–30), ging Thomas 1930 an das Institute of Human Relations an der Universität

Yale und war dort später Leiterin der Abteilung für Sozialstatistik (1935–39). 1941 wurde sie zur Professorin für die Soziologie ländlicher Gebiete in Berkeley ernannt, und sieben Jahre später war sie die erste Frau, die eine Professur an der Wharton School der Universität von Pennsylvania erhielt. Mitte der dreißiger Jahre war sie die einzige Frau, die der Sociological Research Association angehörte, einer Elitegruppe innerhalb der American Sociological Society (ASS, später American Sociological Association, ASA). Während dieser Jahre war sie das erste weibliche Ausschußmitglied des Social Science Research Council (SSRC), dessen Direktorin sie später wurde. 1952 wurde sie – ebenfalls als erste Frau – zur Präsidentin der ASA gewählt. Andere professionelle Ehren umfaßten die Präsidentschaft der Population Association of America (1958–59) und die Vize-Präsidentschaft der American Statistical Association.

Dorothy Swaine Thomas, eine Generation jünger als Jane Addams, personifizierte die vielen Unterschiede zwischen den professionellen Soziologinnen der Zwischenkriegsjahre und den Settlement workers und Reformerrinnen, die sich vor dem Krieg der Soziologie verschrieben hatten. Statt mit bodenlangen Kleidern und festem Haarknoten zeigte Thomas sich mit ‚Bubikopf‘, einer langen Zigarettenspitze und in maßgeschneiderten Kostümen. Während viele akademisch gebildete Frauen der Vorkriegsgeneration ledig geblieben waren, integriert in ein weibliches Beziehungsnetz, verließ sich Thomas auf männliche Mentoren, von denen sie einen heiratete – ein Muster, das bei Akademikerinnen ihrer Generation verbreitet war.²

Diese Unterschiede spiegeln bedeutende Veränderungen hinsichtlich der Chancen und Aussichten von Frauen mit Collegeausbildung in den zwanziger Jahren wider. Zwischen 1870 und 1920 stieg die Anzahl der Amerikanerinnen, die ein College besuchten, von 11000 auf 283000 an (d.h. von 0,7% der weiblichen Bevölkerung zwischen 18 und 21 Jahren auf 7,6%); 1920 waren schließlich 47,3% der gesamten Studentenschaft, die immer noch eine Elite war, weiblichen Geschlechts. Die Reform der höheren Bildung in den USA führte zu einem neuen einheitlichen Standard für alle Colleges und Universitä-

ten, der nicht – wie vor 1875 – auf klassischer Bildung beruhte, sondern der Gewinnung neuer Erkenntnisse durch wissenschaftliche Forschung den Vorrang gab. Die neuen Standards setzten der Vielgestaltigkeit im höheren Bildungswesen ein Ende. Die Annahme eines einzigen, deutlich „maskulineren“ Maßstabs war für Frauen eine ernstere Herausforderung als für Männer.

Auch wenn Thomas' „Kunstseiden-Image“ – so eine Charakterisierung aus ihrem Freundeskreis – eine neue soziale und sexuelle Freiheit für Frauen innerhalb und außerhalb des Campus symbolisierte, hatte diese Veränderung ihren Preis. Zwar war der Platz der Frauen an der Universität jetzt gesichert, doch verriet das Kunstseiden-Klischee – genau wie das athletische Ideal des „Gibson Girl“ der fortschrittlichen Ära – die fortdauernde Ambivalenz der Gesellschaft gegenüber Frauen mit Colleagueausbildung und definierte letztlich die Bedingungen, unter denen es akzeptabel schien, eine *Coed* zu sein.³ Die Entstehung einer gemischtgeschlechtlichen Colleague-Kultur des Flirtens, des Miteinander-Ausgehens und Heiratens setzte Frauen in Konkurrenz zueinander, komplizierte oft die Beziehungen zwischen Studentinnen und ihren männlichen Professoren und brachte schließlich ein paarorientiertes gesellschaftliches Leben hervor, wodurch die homosoziale Welt der Addams-Generation ausgehöhlt wurde.⁴

Die Situation war doppelt kompliziert für jene Frauen, die in ihrem Beruf Karriere machen wollten. Die diesbezüglichen Chancen schienen zu wachsen: Von 1900 bis 1930 stieg der Prozentsatz der berufstätigen Frauen, die eine Fachausbildung erhalten hatten, von 8,2 auf 14,2%. Die Gruppe der „fachlich ausgebildeten und verwandten“ Berufstätigen war zu 40% weiblich, während die gesamte Arbeitnehmerschaft nur zu 20% weiblich war. Aber vor 1920 speiste sich der Zuwachs an fachlich ausgebildeten weiblichen Berufstätigen zu drei Viertel aus der Zunahme der Zahl von Lehrerinnen, Krankenschwestern und Sozialarbeiterinnen.⁵ In den traditionell männlichen Berufen erlebten Frauen Rückschläge in unterschiedlichem Maße. Um 1910 machten Frauen in den akademischen Ausbil-

dungsstätten 30% der Fakultäten aus (wobei viele natürlich Frauencolleges besuchten). Aber in den späten zwanziger Jahren ging der Anteil von Frauen praktisch überall zurück: der Anteil von Studentinnen ebenso wie der von Doktorandinnen und von Mitgliedern des Lehrkörpers. Zu Beginn der dreißiger Jahre, als viele aus der Generation von Dorothy Swaine Thomas ihre Karriere begannen, verfaßten Journalisten Nachrufe auf die „aussterbende Art der Pionierinnen“ der Vorkriegszeit.⁶

Mit diesen Gegenströmungen fertig zu werden war nicht einfach. Während das Ideal der Studentin die lebhafteste, fröhliche *Coed* war, erforderte das Graduiertenstudium eine nüchterne Objektivität und ein grenzenloses Engagement für die Arbeit – Anforderungen, welche die Frauen, die gezwungen waren, sich zu beweisen, nur noch mehr unter Druck setzten. So lange nur relativ wenige Frauen die männliche Vorherrschaft in Frage stellten, konnten diejenigen, die bereit waren, das Spiel mitzumachen, beachtliche Erfolge erzielen. Aber das Ergebnis war oft ein Bruch zwischen dem professionellen Selbst, für das Thomas' entschlossen „objektive“ Soziologie steht, und dem privaten Selbst, das sich ausdrückt in ihrem kurzgeschnittenen Haar, Zigarettenrauchen und in ihrer rätselhaften Beziehung zu einem noch verheirateten Mann, der mehr als zweimal so alt war wie sie – eine Situation, die man eine Generation früher sicher noch moralisch verdammt hätte.

Die Soziologie von D. S. Thomas spiegelt diesen Generationsunterschied wider. Während Addams eine „interpretative Soziologie“ (so Dorothy Ross) praktizierte und die „subjektiven“ Wurzeln der Sozialwissenschaft betonte,⁷ sah Thomas den „Beobachter-Bias“ als noch größeren Feind der „experimentellen Soziologie“ an als Datenfehler. Soziale Probleme, die einst konkretes soziales Handeln angeregt hatten – wie Pauperismus, Prostitution, Alkoholismus, Scheidung – wurden nun zum bloßen Futter einer statistischen Mühle, in der „Korrelationen“ das unpersönliche Wirken ökonomischer Kräfte beschrieben, die außerhalb der Kontrolle menschlichen Handelns angesiedelt schienen.

Nach ihrem Tode 1977 taten sich die jüngeren Soziologinnen schwer, Thomas einzuordnen, was nicht weiter überrascht. Obwohl sie zu den Feministinnen gezählt werden konnte, in dem eingeschränkten Sinn, daß sie instinktiv davon ausging, Männer und Frauen seien gleich, schien ihr quantitativer, behaviouristischer Ansatz feministische Annahmen in Frage zu stellen, wonach eine Passion für Statistik und Kontrolle eher *agentic*, „handlungsorientiert“ (und daher männlich) als *communal*, „gemeinschaftsorientiert“ (und daher weiblich) war.

Nach diesem Szenario von „Handlung“ versus „Gemeinwesen“ hätte Dorothy ihren Mann William I. von den Vorzügen der „Lebensgeschichten“ gegenüber der statistischen Analyse überzeugen müssen. Soweit sie überhaupt Einfluß aufeinander nahmen, war es aber genau umgekehrt. Dorothys Werk war „gemeinschaftsorientiert“ nur in dem Sinne, daß sie mit anderen an Projekten zusammenarbeitete, welche oft großzügig mit Stiftungsmitteln unterstützt wurden.⁸

Entsprechend unterschiedlich wurde auch ihre Arbeit beurteilt. Ein ihr zugetaner Biograph betonte ihre wachsende Skepsis gegenüber einer Quantifizierung und einem ökonomischen Determinismus und lobte sie zugleich dafür, daß sie die Soziologie „wissenschaftlicher“ gemacht habe. Kritiker wiederholten unterdessen Vorwürfe, die in Besprechungen ihrer Arbeiten bereits aufgetaucht waren, und fügten noch eigene hinzu. Ein japano-amerikanischer Anthropologe behauptete, daß die exzessiven Anforderungen, die Thomas bei dem Projekt über die Internierung an die Forschungsassistenten gestellt hatte, wie auch die fehlende Richtigstellung sich daraus ergebender Verzerrungen in der Feldarbeit zu unausgewogenen, unvollständigen Untersuchungen geführt hätten, die das Sensationelle gegenüber der Norm überbetont hätten. An der Untersuchung Beteiligte kritisierten, Thomas habe versäumt, „theoretische Führung“ anzubieten. Ein Historiker bemerkte, ihr „Staubsauger“-Ansatz der Datensammlung habe mehr Daten produziert, als sie zu verwenden wußte.⁹ Statt auf W. I. Thomas „lebensgeschichtlichem“ Ansatz aufzubauen, ließen

ihn beide Thomasens fallen und waren in den späten dreißiger Jahren zu „entschlossenen Behaviouristen“ geworden.¹⁰

Diese unterschiedlichen Beurteilungen werfen eine Reihe von Fragen auf. Woher rührten Thomas' frühe Zuwendung zur Statistik, ihr beinahe obsessives Beharren auf der Verlässlichkeit des Beobachters und ihre Aneignung einer neopositivistischen „wertfreien“ Soziologie? Überwand sie erfolgreich die Auseinandersetzung der zwanziger Jahre: „Statistik“ gegen „Fallstudien“? Oder war ihr reifes Werk in Wirklichkeit ein mit Fehlern behafteter Beitrag zu einem fruchtlosen Kapitel in der Geschichte der amerikanischen Soziologie? Welche Rolle, wenn überhaupt, spielte Gender, also die Kategorie „Geschlecht“, in ihrer Soziologie und in ihrer Karriere?

Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten. Dieselben Kräfte, die Thomas' lebenslangen Kreuzzug gegen Subjektivität und persönliche Betroffenheit inspirierten, sorgten auch dafür, daß sie eine sehr private Person blieb. Bei einer der seltenen Gelegenheiten, bei denen sie einen Blick auf ihre Vergangenheit gestattete, in einer Festschrift für den Ökonometriker Herman Wold, rechtfertigte sie persönliche Reminiszenzen mit der Erklärung, die „Forschung“ sei ein so wichtiger Teil ihres „gesamten Lebensmusters“ gewesen, daß biographische Details für Wolds Interesse an den „persönlichen und milieugebundenen Faktoren“, die menschliches Handeln prägen, relevant seien.¹¹ Diese unpersönliche Art, über sich selbst nachzudenken und zu sprechen, war ein Aspekt einer komplexen, häufig rätselhaften Persönlichkeit.

Biographie

Dorothy Swaine Thomas, geboren in Baltimore, Maryland, kannte aus erster Hand die ökonomischen Wechselfälle, die zum Brennpunkt ihrer Studien über die Push- und Pull-Faktoren in menschlichen Wanderungsbewegungen wurden. Ihr Großvater väterlicherseits, ein wohlhabender Porzellan-Großhändler, zog sich im mittleren Alter von den Geschäften

zurück, um seine Energie („und sein Vermögen“, notierte Thomas bedauernd) in die Förderung des methodistischen Glaubens zu investieren. Ihr in Yorkshire geborener Großvater mütterlicherseits kam als Kleinkind mit seinen Eltern und anderen Verwandten in die Vereinigten Staaten. Obwohl Thomas' Familie bei diesen mütterlichen Großeltern lebte, bis sie vier Jahre alt war, wußte sie wenig mehr über deren Wurzeln, als daß ihr Großvater „eine beträchtliche Menge Geld machte und dann verlor“, und zwar im Geschäft mit Getreidesilos. Thomas' Vater, ein Handlungsreisender, war selten zu Hause, hatte berufliche Probleme und verließ schließlich die Familie, als Dorothy dreizehn war. Obwohl ihre Eltern eine gute Schulbildung hatten, war keiner von ihnen „intellektuell“.¹²

Beide Seiten der Familie gerieten nach der Jahrhundertwende in ökonomische Schwierigkeiten. Die wirtschaftlichen Probleme ihres Vaters („erschwert durch persönliche Schwierigkeiten“, fügte Thomas dunkel hinzu) bedeuteten für mehrere Jahre ein Leben in Pensionen in kleinen Städten Virginias. Mit etwa dreizehn Jahren begann Dorothy bei der Familie einer jüngeren Cousine zu leben, deren sportliche Neigungen im Gegensatz zu ihrem eigenen Interesse für Bücher standen. Der Onkel neckte seine Nichte gnadenlos mit den „Helden“ ihrer Lieblingsbücher. Dorothys Mutter verdiente sich mittlerweile ihren Lebensunterhalt als Gesellschafterin „mehrerer feiner alter Damen“.¹³

Die ausgezeichnete Schülerin wurde aus dieser ökonomisch unsicheren, sozial randständigen Jugend dadurch erlöst, daß sie eine Anzeige für ein Schulgeld-Stipendium des Barnard College sah. Im September 1918, nach erfolgreicher Bewerbung, war sie auf dem Weg nach New York.

Diese Erfahrungen hinterließen auf verschiedene Weise ihre Spuren. Das Auf und Ab in der Familie nährte eine Vorliebe für das „Normale“, eine unwillige Bewunderung derer, die Erfolg hatten, und nur wenig von Jane Addams' Engagement für die weniger Glücklichen. Es fehlten auch die sozialen Konventionen und religiösen Zwänge, mit denen viele Frauen einer früheren Generation zu kämpfen hatten, seien es der viktoriana-

nische Kult der Häuslichkeit oder die emotionalen Regungen, die Addams' Essay „The Subjective Necessity of Social Settlements“ inspiriert hatten. An ihre Stelle traten das Mißtrauen gegen „Gefühl“ ebenso wie das Mißtrauen gegen traditionelle Autorität, ein unbehaglicher Sinn für die Rolle von Zufall und Kontingenz in menschlichen Angelegenheiten sowie, in Anbetracht des Verlassenwerdens durch den Vater und der finanziellen Kämpfe der Mutter, die Überzeugung, daß eine Frau sich am besten auf ihre eigenen Ressourcen verlasse.

Amerikanische Sozialwissenschaften um 1920

Um 1920 war Barnard für Sozialwissenschaften wahrscheinlich das beste Frauencollege des Landes, trotz des moribunden Zustands der Soziologie an der benachbarten Columbia-Universität. Zwar begann Thomas mit Englischer Literatur, aber schließlich studierte sie bei den berühmten Mitgliedern der kombinierten Fakultäten für Ökonomie und Soziologie: Statistik bei Frank Ross und Robert Chaddock (und später Wesley Mitchell), Soziologie bei William Ogburn und Anthropologie bei Franz Boas.¹⁴ Obwohl die Anthropologie mehr Frauen als die Soziologie anzog,¹⁵ wandte sich Thomas eher Ogburn als Boas zu. Ogburn, „ein dynamischer und charmanter Liberaler“, wie sie sich erinnerte, schenkte seinen Studentinnen Sympathie und Unterstützung – er war „das Idol der Mädchen von Barnard“, wie die Chicagoer Soziologin Helen McGill Hughes es später ausdrückte.¹⁶ So ernannte Ogburn Margaret Mead zu seiner Redaktionsassistentin für das „Journal of the American Statistical Association“¹⁷ und schrieb mit Thomas zwei Artikel, bei denen er auf gemeinsamer Verantwortung bestand, abweichend von der bei Professoren üblichen Praxis, die „Substanz der Arbeit von Studierenden als Fußnoten für eigene Publikationen“ zu verwenden.¹⁸

Möglicherweise wußte Thomas das nicht, aber Ogburns Jugend war der ihren ähnlich: Er war in Georgia aufgewachsen, in einem noch provinzielleren Süden als Baltimore und Virgi-

nia; es gab die Erinnerung an Vorfahren, die bessere Zeiten gekannt hatten, und an ein Leben von der Hand in den Mund, als seine verwitwete Mutter versuchte, ihre Respektabilität durch die Aufnahme von Pensionären aufrechtzuerhalten. Auch Ogburn wurde durch finanzielle Hilfe von diesem Leben errettet, als er mit einem Stipendium für ein Graduiertenstudium seinen Weg an der Columbia-Universität machte. Für Ogburn wie für Thomas bot die „Wissenschaft“ einen Anker in einer sich schnell verändernden Welt.¹⁹

Als ein neuer Typus von Akademikern entwickelten beide getrennte öffentliche und private Persönlichkeiten, in den konsumorientierten zwanziger Jahren symptomatisch für die wachsende Trennung zwischen Arbeit und Muße. In Ogburns Fall fand der strenge, objektive Workaholic seine emotionale Kompensation in Reisen in exotische Länder, dem Schreiben von Gedichten und einer Leidenschaft für Sport. Bei Thomas war die Beziehung zwischen Arbeit und Spiel sogar noch verwickelter. Ihre „Forschungsarbeit“, so erklärte sie Jahre später, wurde regelmäßig von Krimilektüre, Golfspielen, Kaffeepausen und Musikhören und schließlich vom Fernsehen unterbrochen. De facto war sie für fast jede Ablenkung vom Schreiben dankbar. Aber dann „fühlte sie sich schuldig“ und nahm das Schreiben wieder auf.²⁰

In ihrer politischen Einstellung erlebte Thomas eine verkürzte Version von Ogburns früherer Entwicklung vom akademischen Sozialisten zum Hauptvertreter einer statistischen, wertfreien Soziologie. In den frühen zwanziger Jahren führte ihre Abneigung gegen Religion und Autorität zu „einem zwingenden sozialen Gewissen“ und dem Ruf, eine „junge Radikale“ zu sein. Aber Ogburn war schon weiter. Als Thomas ihn informierte, daß sie über „Sozialismus“ forschen wolle, verlangte er zu wissen, ob sie vorhabe, eine „Wissenschaftlerin“ oder eine „Aktivistin“ zu werden. Wenngleich Thomas die Unterstellung zurückwies, möglicherweise eine vorgefaßte Meinung zu haben, brachte die Frage sie zu der Einsicht: Sie würde eine „Wissenschaftlerin“ sein, allerdings über „sozial signifikante“ Probleme forschen.

In der Folgezeit übernahm sie Ogburns Programm mehr oder minder vollständig. Ein zentrales Interesse war die Rolle der Technologie im sozialen Wandel, der Titel von Ogburns bekanntestem Werk. Ein anderes war der Primat ökonomischer Faktoren im menschlichen Leben – nicht jene Art „ökonomischer Determinismus“, der zu absoluten Gewissheiten führt, sondern die versuchsweise Annahme von Wahrscheinlichkeiten in einer Welt, in der letztlich nichts gewiß ist. Ogburns Lieblingssätze waren „Ich würde vermuten ...“, „Wir können wahrscheinlich feststellen ...“. So bestand auch Thomas darauf, daß „Begleitvariationen bei ökonomischen und sozialen Schwankungen nicht notwendigerweise einen kausalen Einfluß beweisen“, obgleich sie die längste Zeit ihrer Berufskarriere dazu brauchte, alle Implikationen dieser Aussage zu begreifen. Ein letztes Erbe war die methodische Frage, für die Ogburn berühmt war: „Woher wissen Sie das?“, in Kombination, jedenfalls anfänglich, mit seinem Glauben an die Statistik.²¹

Der statistische Blick

In ihrer Dissertation „Social Aspects of Business Cycles“ war dieser Glaube absolut vorherrschend. Nachdem sie das Barnard College abgeschlossen hatte (B. A. 1922), ging Thomas für ein Jahr an die London School of Economics (LSE) mit dem Ziel, eine „mathematische Statistikerin“ zu werden.

In „Social Aspects“ spürte Thomas der Beziehung zwischen ökonomischen Zyklen und sich verändernden Raten von Eheschließungen, Pauperismus und Kriminalität nach. Läßt man die Tabellen, Graphiken und Korrelations-Koeffizienten weg, kam sie zu dreierlei Befunden: (1) Fälle, in denen die Statistik konventionelle Weisheiten bestätigte (Eheschließungen nehmen in Zeiten des Wohlstandes zu, Pauperismus wächst während wirtschaftlicher Depressionen); (2) Fälle, in denen sich scheinbare Überraschungen leicht erklären ließen (Scheidungen hatten in den USA eine engere Beziehung zu den ökonomischen Zyklen als in Großbritannien, wo sie das Privileg der

Wohlhabenden blieben); und (3) Beispiele für „Überraschungen“, über deren Gründe bestenfalls spekuliert werden konnte (das Anwachsen von Alkoholismus- und Mortalitätsraten in Zeiten des Wohlstandes). Thomas legte einen Glauben an statistische Analysen an den Tag, von dem sie später etwas Abstand nahm, gestand jedoch zu, daß Statistiken nur ein „kruder“ Ersatz für die „Labormethode“ seien.²²

Wenn Statistiken „Überraschungen“ lieferten, verriet Thomas unabsichtlich auch einige der Annahmen, die sie und viele Zeitgenossen dazu brachten, Gewißheit in der „Wissenschaft“, definiert als Quantifizierung, zu suchen. Interessanterweise – angesichts der Möglichkeiten, die Frauen ihrer Generation offenstanden – gab es eine offensichtliche Ambivalenz gegenüber der Einbeziehung von Frauen in die Arbeitswelt. War die Rate der Kindersterblichkeit in guten Zeiten höher als in schlechten, wie die Zahlen nahelegten? Vielleicht, spekulierte Thomas, lag es daran, daß „die häufigere Berufstätigkeit von Frauen in Zeiten des Wohlstandes sie öfter Bedingungen aussetzt, die Todesfälle bei Geburten auslösen“. Vielleicht verursachte die Industriearbeit auch ein Abnehmen der Stillhäufigkeit oder brachte die „ärmeren Schichten“ dazu, ihre Kinder zu vernachlässigen.²³

Thomas spekulierte auch wiederholt über den Alkohol, zweifellos, weil es bereits eine Anzahl von Untersuchungen gab, vermutlich, weil die Prohibition in den USA ein Schlaglicht auf ein ernstes soziales Problem warf, vielleicht auch, weil der Alkohol der Grund für die „persönlichen Schwierigkeiten“ ihres Vaters gewesen war. Die Tatsache, daß der Alkoholkonsum in Zeiten der Prosperität anstieg, überraschte sie, weil sie „theoretisch“ annahm, daß „das stärkste psychologische Bedürfnis, sich zu betrinken, in Zeiten des größten Elends aufzutauen würde“.²⁴

Thomas sagte nicht direkt, daß Frauen zu Hause bleiben und ihre Kinder stillen sollten. Ebenso wenig sprach sie sich für eine Kampagne gegen den Alkohol aus oder verurteilte die Armen. Wie bei den anderen sozialen Veränderungen, denen sie nachspürte (Scheidung, uneheliche Geburten, Kriminalität,

Pauperismus), vermied sie es eher, sich festzulegen, und lehnte es ab, verfallende Werte zu verteidigen oder zu verwerfen. Ihre Behandlung sozialer Fragen unterschied sich daher stark von dem Zugang der Sittlichkeitsreformerinnen der Vorkriegszeit.²⁵ Entwicklungen, die einst für „soziale Übel“ gehalten worden waren, riefen nicht länger zum Handeln auf, sondern waren „Serien“, die mit Hilfe einer rigoros „wissenschaftlichen“ Methode tabelliert und gewichtet werden sollten. Die Betonung lag weniger auf sozialer Gerechtigkeit als auf sozialer Ordnung. Für den „Sozialreformer“ – so ihre Schlussfolgerung – war die einzige Lektion „die Notwendigkeit, für größere ökonomische Stabilität zu sorgen“.²⁶

Der statistische Blick auf menschliche Angelegenheiten unterminierte auch traditionelle Vorstellungen von individueller Verantwortung und menschlichem Handeln. Obwohl sie bestritt, daß Korrelation Kausalität bedeute, bestand Thomas darauf, daß der Wirtschaftszyklus „zweifelloos der fundamentale Faktor für die Bestimmung der (sozialen) Schwankungen“ zwischen 1854 und 1912 gewesen sei. Ihre Untersuchung bestätigte auch „die Rolle, die Gruppeneinflüsse für individuelle Handlungen spielen“. Die Rolle des Wirtschaftszyklus „nimmt in vielen Fällen den Akzent vom Individuum weg und verlagert ihn auf die Gruppe“, bemerkte sie. Indem sie „weiteren Forschungsbedarf“ anmahnte, artikuliert Thomas so eine Prämisse des Behaviourismus, der in ihrer späteren Arbeit stärker hervortreten sollte.²⁷

Als Thomas im Herbst 1924 von der LSE zurückkehrte, konnte sie mit dem Erreichten zufrieden sein. In einer Zeit primitiver Rechner hatte sie sorgfältige Meßmethoden für Variablen entwickelt und Zeitreihenanalysen eingebaut, die ihr noch sechs Jahrzehnte später Lob eintragen sollten.²⁸ Ihr Promotionsvortrag brachte ihr die Hutchinson-Forschungsmedaille ein. Auf Anraten von Sir William Beveridge, Direktor der LSE und einer der bekanntesten Staatsmänner und Ökonomen Englands, stellte sie Teile ihrer Befunde in der Zeitschrift „Economica“ vor. Die Doktorarbeit selbst wurde zur Veröffentlichung in der Dissertationsreihe der LSE angenommen.

Aber ihre Analyse warf, wie die Rezensenten bald feststellten, auch Probleme auf, die bald ihren eigenen Glauben an die Statistik schwächten. Zwar waren die meisten Rezensionen zustimmend, doch wurde vor allem ihre Behauptung kritisiert, daß Wirtschaftszyklen der sozialen Schwankungen „zugrundeliegende“ Faktor seien. Ihre Annahme, daß die Kausalität nur eine Richtung besaß, konnte leicht widerlegt werden und war tatsächlich in einer Untersuchung von Roger Ward Babson, einem „Wirtschaftsstatistiker“, widerlegt. Korrelationen (selbst die 340 von Thomas) hätten ihrer Natur nach nichts mit dem Problem der Verursachung zu tun, bemerkte ein Kritiker. Die Behauptung, der Wirtschaftszyklus sei von „fundamentaler Bedeutung“, war – seiner Ansicht nach – „nur das Obiter dictum von Miss Thomas“.²⁹

Die Stellenaussichten waren auch nicht ermutigend. Obwohl Frauen aus Thomas' Generation während der späten zwanziger Jahre in zunehmender, wenn auch noch relativ kleiner Zahl in Soziologie promovierten, wurden diese Graduierten durch eine Kombination aus formalen Regeln und informellen Absprachen wirkungsvoll von Stellen in den soziologischen Fachbereichen der Universitäten ausgeschlossen. An der Universität Chicago, der Heimstatt des führenden soziologischen Fachbereichs der Nation, durften promovierende Frauen keine Lehrassistenten übernehmen, sondern konnten lediglich untergeordnete Arbeiten wie die Koordination von Laborarbeiten übernehmen. Nach dem Studium in Chicago oder anderswo folgten diejenigen, die heirateten, oft der Karriere ihres Mannes und übernahmen Stellen an marginalen Institutionen. Einige studierten Soziologie, um eine Laufbahn in der Sozialarbeit einzuschlagen, was jetzt ein etablierter Berufsweg für solche Frauen war, die früher vielleicht in Sozialsiedlungen gearbeitet hätten. Andere kamen im ausgedehnten Netz amerikanischer Frauencolleges unter. Wiederum andere wanderten in Disziplinen ab, die nur am Rande mit der noch immer durchlässigen Disziplin der Soziologie zu tun hatten. In den dreißiger Jahren machte eine Welle von Verordnungen gegen Nepotismus, die zum Teil dazu gedacht waren, die Arbeits-

plätze männlichen „Alleinernährern“ vorzubehalten, die Barrieren noch höher.

Die Karrieren von Thomas' führenden Zeitgenossinnen in der Soziologie illustrieren die Situation, in der sie sich in den Jahren nach ihrer Rückkehr aus London befand. Nachdem Ruth Shonle Cavan (Ph. D. 1926) in Chicago studiert hatte, arbeitete sie trotz einer hervorragenden Dissertation über Selbstmord zwölf Jahre lang in verschiedenen Forschungskomitees (ohne Fakultätsstatus) und lehrte dann den größten Teil ihrer Laufbahn am Rockford College in Illinois. Helen Black Winston (Ph. D. 1930) hatte Stellen bei verschiedenen Einrichtungen des New Deal inne, bevor sie zur Wohlfahrtsbeauftragten ihres Heimatstaates North Carolina ernannt wurde. Helen McGill Hughes (Ph. D. 1937), Autorin einer vielzitierten Untersuchung über „News and the Human Interest Story“ (1940), folgte ihrem Mann Everett an die McGill Universität und schließlich nach Chicago, wo sie viele Jahre lang geschäftsführende Redakteurin des „American Journal of Sociology“ war. Ein halbes Dutzend anderer hervorragender Soziologieabsolventinnen aus Chicago wurden prominente Sozialarbeiterinnen.³⁰

Wie sich an vielen Beispielen belegen läßt, war eine Konsequenz der eingeschränkten Karrieremöglichkeiten für Soziologinnen, daß diese ihre Energien in die praktische Anwendung kanalisierten, mit Schwerpunkt auf quantitativer oder eng „empirischer“ Forschung, wie sie von den Institutionen oder nicht-akademischen Einrichtungen begünstigt wurde, für die diese Frauen arbeiteten. Thomas meinte viele Jahre später im Rückblick, daß drei Artikel und eine frisch publizierte Doktorarbeit für eine Position an einer „erstklassigen Universität“ hätten ausreichen müssen, statt der Stelle, die ihr an einem nicht genannten Frauencollege angeboten wurde.³¹ Während der fünf Jahre nach ihrer Rückkehr aus London übernahm sie daher eine Reihe zeitlich begrenzter Stellen als Statistikanalysikerin bei der Bundesfinanzverwaltung in New York, als promovierter Fellow mit einem Stipendium der SSRC und als Forschungsassistentin bei W. I. Thomas.

Schließlich erhielt sie entsprechende Angebote und arbeitete am Institute of Human Relations in Yale, auf einer Forschungsstelle in Stockholm, als Mitarbeiterin bei Myrdals Untersuchung über Rassenbeziehungen und an der Untersuchung über die Umsiedlung (*relocation*) der Японо-Американер. Wie immer Thomas' Gründe im einzelnen aussahen, ihre beruflichen Entscheidungen hatten einen ähnlichen Effekt, wie er auch bei anderen Frauen eintrat, die Stellen in akademischen Nischen oder in der Verwaltung fanden: Sie verstärkten jene sozialen oder psychologischen Anreize, die sie anfänglich an einer behaviouristischen, quantitativen Soziologie angezogen hatten.

Fallstudien

Als sich in den späten zwanziger Jahren der Methodenstreit in der Soziologie zuspitzte – mit „Statistik“ und „Fallstudien“ als Hauptkontrahenten – war Dorothy Thomas mittendrin. Auf der einen Seite stand ihr Mentor Ogburn, der, nachdem er 1927 nach Chicago gegangen war, ein führender Vertreter einer neopositivistischen, quantitativen Soziologie wurde. In der Soziologie der Zukunft, erklärte er 1929 in einer Rede als Präsident der ASS, „wird jeder ein Statistiker sein, das heißt, fast jeder“. Er setzte die Theorie in die Praxis um, als er im selben Jahr eine wegweisende Analyse der Präsidentschaftswahl Hoover gegen Smith publizierte, bei der er Teil-Korrelationskoeffizienten verwendete, um zu zeigen, daß die Wählerstimmen in den Städten, wenn andere Variablen kontrolliert wurden, sich gegen Smith wendeten.³²

Auf der anderen Seite stand W. I. Thomas, der Autor der fast legendären „Methodologischen Notiz“ in „The Polish Peasant“, die von vielen begrüßt wurde, weil sie sich für einen subjektiveren „lebensgeschichtlichen“ Ansatz einsetzte.³³ Auch wenn sich über ihre Ehe, Wasser mit Feuer, spekulieren läßt, bleibt ihre Beziehung weitgehend ein geschlossenes Buch. Als sie sich 1926 kennenlernten, neun Jahre vor ihrer Ehe-

schließung, war Dorothy siebenundzwanzig und W. I. dreiundsechzig. Bedenkt man den öffentlichen Skandal, der seine Entlassung durch die Universität von Chicago ein Jahrzehnt zuvor begleitet hatte, kann seine Vergangenheit seiner jungen Assistentin nicht verborgen geblieben sein. 1918 war Thomas verhaftet worden, als er sich in einem Hotel in Chicago unter falschem Namen mit einer verheirateten Frau eintrug, der Frau eines Offiziers im aktiven Dienst. Der darauf folgende Skandal überschattete den Rest seiner Karriere.³⁴

Als die beiden ihre Arbeit an „The Child in America“ begannen, stellte Dorothy ihren früheren Glauben an die Statistik bereits in Frage. An der LSE war ihr schnell klar geworden, daß ihr unzureichender mathematischer Hintergrund ihren Traum, eine „mathematische Statistikerin“ zu werden, zum Scheitern verurteilte. Von den britischen Statistikern hatte sie auch gelernt, daß statistische Aussagen nur insofern wertvoll waren, als sie zu den erhobenen Daten paßten.³⁵ Schwierigkeiten mit einem ambitionierten SSRC-Projekt nach ihrer Promotion führten ihr nicht nur Probleme der Datenerhebung vor Augen, sondern auch ihre eigenen Wissenslücken in bezug auf die Verhaltenswissenschaften. Die Kritik an „Social Aspects“ brachte ihr diese Probleme endgültig zu Bewußtsein.

In der Theorie machten die Thomasens, die sich gerade gefunden hatten, reinen Tisch. Ein Artikel, der im „American Journal of Sociology“ sechs Monate vor Ogburns Rede vor der ASS erschien, erweckte den Anschein, als ob Dorothys Begeisterung für die Statistik nachließ und sie sich den „Fallstudien“ zuwandte. Die Statistik könne „nie andere Methoden der Analyse vollkommen ausschließen“, schrieb sie, sondern sie sollte eher als Methode für die „objektive Bewertung“ von Daten betrachtet werden, die man schon „durchgekaut hat“. „Die Fallstudie zum Beispiel muß der statistischen Analyse immer ein paar Schritte voraus sein“, welche ihrerseits Faktoren zur Analyse auswählen muß, die auf der „intimen Kenntnis der Gesamtsituation“ basieren.³⁶ W. I. Thomas „hat mich von der Wichtigkeit des ‚Verhaltensdokuments‘ in der Sozialforschung überzeugt“, bestätigte sie Jahre später, „und von einem

Ansatz, den man ‚situative Determination‘ von Verhalten nennen könnte.“³⁷

Aber Dorothy Thomas war nicht wirklich bereit, „Lebensgeschichten“ im Ernst zu verwenden, ganz zu schweigen davon, daß sie „subjektive“ über „objektive“ Daten gestellt hätte. Zum einen war W. I. Thomas selbst dabei, die Einsichten seiner früheren Arbeiten fallenzulassen zugunsten einer, wie es Kollegen sahen, beunruhigenden Hinwendung zum Behaviourismus, einer Position, der er immer mehr zugeneigt hatte, als es viele Schüler zugeben mochten.³⁸ Wie die Bezugnahme auf „Lebensgeschichten“ als „Verhaltensdokumente“ nahelegt, sah Dorothy Thomas weiterhin soziales Handeln nicht unter dem Gesichtspunkt von subjektiven Werten oder Wünschen, sondern von beobachtbaren Reizen und Reaktionen. (Sie gab später zu, daß sie den „Fallstudien“ nur „verbale Anerkennung gezollt“ habe).³⁹ Von Natur aus gegen „Theorie“ eingestellt, befaßte sie sich auch nie mit den Problemen subjektiver Annahmen hinter der statistischen Analyse (Was macht eine Korrelation „signifikant“? Ist Korrelation gleichbedeutend mit „Ursache“?), sondern schien eher davon auszugehen, daß sie mit vermehrten Anstrengungen, den Beobachter-Bias zu eliminieren, überwunden werden könnten.

In „Some New Techniques for Studying Social Behavior“ (1929), einer Untersuchung über Kindergartenkinder, die sie am Teacher’s College der Columbia Universität durchführte und leitete, schlug sie Techniken für die Sammlung von Daten über Verhalten in Gruppen vor, die *am Schluß* einer statistischen Analyse unterzogen werden sollten. In der Praxis bestand die Methode darin, Verhalten in kleinste meßbare Elemente aufzuspalten (z. B. „herumschauen“, „auf dem Rücken liegen“, „Daumen lutschen“) und sie als „Akte sozialen Verhaltens“, „materielle Akte“, „egoistische Akte“ und „passiv egoistische Akte“ zu klassifizieren.⁴⁰ Thomas stellte diesen Ansatz sowohl „dem sterilen Interesse des Metaphysikers“ wie einem „Empirizismus“ gegenüber, der wenig mehr als „Kunst“ sei. Dieser Ansatz unterschied sich auch von den Bemühungen des Naturwissenschaftlers oder Psychologen, ein „kontrollier-

tes Experiment“ herzustellen. Eigentlich war es „wichtiger, den Beobachter zu kontrollieren als das Experiment“, schloß sie. In „Observational Studies of Social Behavior“ (1933), erstellt am Institute of Human Relations in Yale, weitete sie ihren Ansatz auf einen Kindergarten, eine Berufsschule und eine Gruppe von erwachsenen Industriearbeitern aus, mit einem ausführlichen zweiten Teil über „Die Verlässlichkeit des Beobachters“.⁴¹

Das Ideal war ein Verhalten, das materielle Produktivität und die Interaktion mit anderen hervorbrachte. Auch wenn Thomas selbst davor zurückschreckte, diese Schlußfolgerung (und überhaupt irgendwelche Schlußfolgerungen) zu ziehen, buchstabierte ihre Studentin und Mitbewohnerin in New Haven, Ruth Arrington, diese Lektion aus. „Diejenigen, die wir vermutlich als die am besten ‚Angepaßten‘ ansehen würden, sind diejenigen, deren Interessen sich gleichmäßig auf Menschen und Dinge aufteilen“, schrieb Arrington. Diejenigen, die entweder an Menschen oder an Dingen uninteressiert sind, „diagnostizieren wir gewöhnlich als abnorm“.⁴²

Einigen Rezensenten genügte anscheinend Thomas' eingleisige Konzentration auf Methodologie und die Verlässlichkeit des Beobachters, zumindest zwei fanden die Arbeit mangelhaft. „New Techniques“ habe wichtige Punkte herausgearbeitet, gestand der Soziologe Kimball Young aus Wisconsin zu – zum Beispiel, daß bei standardisierten Tests die Antworten emotionale und soziale ebenso wie intellektuelle Reaktionen widerspiegeln. Aber im Ganzen sei das Buch weniger eine Untersuchung kindlichen Verhaltens als vielmehr „methodologische Vorschläge für die Kinderforschung“. „Observational Studies“ erinnerte einen anderen Soziologen an eines seiner Lieblingsstücke, „The Tavern“, in dem wiederholt die Frage aufgeworfen wird: „Worum geht's eigentlich bei dieser ganzen Schießerei?“⁴³

Thomas selbst erkannte das Problem und gab später zu, daß sie das Gefühl hatte, sie gehe „in eine Sackgasse ... vor allem in dem Versuch, das ‚nicht Quantifizierbare‘ mit den Mitteln mechanistischer, beobachtender Techniken zu quantifizieren“ –

ein verräterisches Zugeständnis, da sie sechs Jahre zuvor früheren Forschungsarbeiten anderer den Vorwurf gemacht hatte, sie „repräsentierten das Messen des Unmeßbaren“.⁴⁴ Zum Glück schienen ihre Heirat mit W. I. Thomas 1935 und ihrer beider schwedische Kontakte einen Ausweg zu weisen.

Die großen Forschungsprojekte

Auf dem Zenit ihrer Karriere unternahm Thomas an allen drei Institutionen, mit denen sie verbunden war, größere Forschungsarbeiten: „Research Memorandum on Migration Differentials“ (1938) und „Social and Economic Aspects of Swedish Population Movements, 1750–1933“ (1941), während sie der Universität Stockholm verbunden war, das Projekt über die Wiedereingliederung der Japaner in Berkeley und eine Untersuchung in vielen Bänden „Population Redistribution and Economic Growth: United States, 1870–1950“ (1957–64), die sie zusammen mit dem Ökonomen Simon Kuznets an der Universität von Pennsylvania leitete. Besonders die beiden ersten waren eine Prüfung ihrer Fähigkeit, eine „objektive“ Analyse von politisch besetztem, häufig emotional aufgeladenem Material zu liefern. Obwohl sie diese Aufgabe offensichtlich erfolgreich bewältigte, kehrte sie 1950 auf den gesicherten Boden der Demographie zurück.

Das Interesse der Thomasens an Schweden begann 1929 bei einem Zusammentreffen mit Gunnar und Alva Myrdal, die damals als Rockefeller-Stipendiaten in den Vereinigten Staaten weilten. Die Thomasens wurden enge Freunde der Myrdals, Dorothy besonders, da Gunnar nur ein Jahr älter und Alva weniger als zwei Jahre jünger war als sie. Nach einer Einladung von seiten der Myrdals nach Schweden 1930⁷ kehrten Thomas und Thomas während des folgenden Jahrzehnts regelmäßig dorthin zurück. Sie trafen eine Reihe prominenter schwedischer Sozialwissenschaftler, darunter Karl Arvid Edin, der 1908–1912 an einem ausgedehnten Projekt für die Schwedische Auswanderungskommission gearbeitet hatte, eine Un-

tersuchung, die Dorothy in wesentlichen Punkten in ihrer eigenen Studie der schwedischen Bevölkerungsbewegungen auf den neuesten Stand brachte. Ursprünglich hatte sie in ihrer Studie die schwedische Migration parallel zu W. I.'s klassischer Arbeit „The Polish Peasant“ (1919) – einer Untersuchung, die „Fallstudien“ mit „Statistik“ verbunden hatte – behandeln wollen. Als sie dafür kein Geld erhielt, revidierte Dorothy das Projekt und gab ihm die Gestalt, in der es schließlich publiziert wurde.

In den dreißiger Jahren war der Bevölkerungsrückgang ein explosives Thema in Schweden.⁴⁵ Die Konservativen beschworen schon seit langem die niedrigen Geburtenraten und die zurückgehende Bevölkerung, um Gesetze gegen die Geburtenkontrolle durchzusetzen und Druck auf Frauen auszuüben, keiner außerhäuslichen Arbeit nachzugehen, und um nationalistische Ängste vor der Einwanderung „minderwertiger“ Menschen zu schüren. Im nationalsozialistischen Deutschland steuerten die Befürworter eines hohen Geburtenüberschusses ihre eigene finstere Liste von Klassen-, Rassen- und Religionsfragen zur Debatte bei. Schwedens Sozialdemokraten, allen voran die Myrdals, nahmen die Fragen auf und plädierten für ökonomische Planung, Vollbeschäftigung, Einkommensumverteilung und eine Neustrukturierung der Familie auf der Basis der Geschlechtergleichheit und verstärkter sozialer Verantwortung.

Als Dorothy Thomas 1936 ihre offizielle Zusammenarbeit mit der Universität Stockholm begann, stand diese Frage im Mittelpunkt der politischen Debatte. Die im Juni des Vorjahres von der schwedischen Regierung eingesetzte Bevölkerungskommission, in der Gunnar Myrdal eine zentrale Rolle spielte, empfahl in den drei Jahren ihres Bestehens viele Reformen, die die Myrdals vorgeschlagen hatten, wenn auch nicht eine radikale Umverteilung der Einkommen oder Maßnahmen zur Neustrukturierung der Familie, und das Parlament billigte diese Vorschläge. Im Frühjahr 1938 verfügte der schwedische Premierminister jedoch eine „Reformpause“.

Leser von Thomas' Arbeiten hätten vielleicht erwartet, daß sie sich mit diesen Kontroversen beschäftigte. Sie hatte in ge-

wissem Sinne die Untersuchung über den Einfluß der Industrialisierung auf die Bevölkerungsbewegungen von Myrdal „geerbt“, dessen Interesse an dieser Frage direkt aus seinen politischen Ansichten erwuchs.⁴⁶ Thomas' Schlußfolgerung, daß der Push-Faktor bei der Migration eine wichtigere Rolle spielte als der Pull-Faktor, und zwar nicht nur bei der Auswanderung nach Übersee, sondern auch innerhalb Schwedens, legte nahe, daß eine gesunde Ökonomie in der Heimat eine Antwort auf den Bevölkerungsrückgang durch Emigration liefern könnte.

Aber keine der Untersuchungen von Thomas enthielt auch nur eine Spur dieser Fragen. Statt dessen konzentrierte sich das „Research Memorandum“ strikt auf die Merkmale, die „Migranten“ von der allgemeinen Bevölkerung in den USA unterschieden, und auf die Unterschiede zwischen den englischen, schwedischen und niederländischen Erfahrungen. Die schwedische Untersuchung ihrerseits befaßte sich mit Bevölkerungsbewegungen während zweier Jahrhunderte, nicht mit der Geburtenrate oder dem Bevölkerungsrückgang per se. In beiden Untersuchungen mied Thomas geflissentlich jegliche Schlußfolgerung, die nicht die Forschungstechnik reflektierte. „Research Memorandum“, eine Arbeit, die das SSRC in Auftrag gegeben hatte, verband begriffliche Verfeinerungen des allgemein Bekannten („Es gibt unter Migranten einen Überschuß an Jugendlichen und jungen Erwachsenen“) mit einer scheinbar endlosen Liste nicht abschließend bewiesener Befunde und Fragen, die weitere Untersuchungen erforderten.⁴⁷ Abgesehen von der Bestätigung ihrer früheren Folgerung, daß der Push-Faktor von größerer Bedeutung sei als der Pull-Faktor, umging die schwedische Untersuchung wichtige Fragestellungen. Statt dessen war Thomas davon angetan, ein „Zwei-Länder-Modell“ befriedigender verwendet zu haben als in ihrer Studie britischer Daten. Die „großzügige Verwendung von Tabellen“ – die in einem 65 Seiten langen Anhang kulminierte, der ausschließlich aus Zahlenkolonnen bestand – war nicht „bloße Illustration“, sondern „ein essentieller Teil der gesamten Analyse“, wie sie ihren Lesern versicherte.⁴⁸

Eine kurze Einführung zu „Research Memorandum“ legte nochmals Thomas' zugrundeliegende Anschauung offen. Ob schon amerikanische Forscher ein wachsendes Interesse an Migration gezeigt hatten, war es für gewöhnlich genährt von „Problemen“, ursprünglich der Immigration aus Europa und der afro-asiatischen Migration aus dem Süden. Sobald die strikte Anwendung restriktiver Einwanderungsgesetze die Frage an „die Geschichte statt an die Soziologie“ zurückverwiesen hatte (eine Unterstellung, die viele Einwanderergruppen kaum geteilt haben dürften), verlagerten die Soziologen in den dreißiger Jahren ihr Interesse auf die zurückgehende Geburtenrate, auf Populationen, die wegen der Wirtschaftskrise auf dem Lande „gestrandet“ waren, und auf „die Massen der Arbeitslosen in den Städten“. Alle litten an „einem Mangel an Wissen über Migration und Migranten unter weniger extremen Bedingungen“, fuhr Thomas fort. Entsprechend stellte sie problemorientierte Untersuchungen mit Arbeiten gleich, die „eher spekulativ als wissenschaftlich“ waren. Eine Untersuchung interner Migration wurde genau deshalb gebraucht, weil sie eher das „Normale“ als das Außergewöhnliche darstellte. Das heißt, zu einer Zeit innenpolitischer Krisen und internationaler Wirren entschied sich Thomas mit Absicht für das „Normale“ gegenüber dem Kontroversen.⁴⁹ Die Kritiker reagierten ähnlich wie auf ihre früheren Arbeiten. Niemand erwähnte allerdings die politischen oder politikbegründenden Implikationen. Thomas hatte wieder einmal eine zentrale öffentliche Frage wirkungsvoll anästhesiert.⁵⁰

Die Umsiedlung, respektive Internierung, von mehr als 120000 Japano-Amerikanern von der Westküste warf noch explosivere politische und menschliche Fragen auf. Nachdem man sie unmittelbar nach Pearl Harbor als „feindliche Ausländer“ gebrandmarkt hatte, wurden bis zum Februar 1942 mehr als 2000 Amerikaner japanischer Herkunft festgenommen, und es wurden „verbotene“ militärische Sperrgebiete eingerichtet. Im März wurde aus der Aussperrung ein Internierungsplan, der von der Bundesbehörde für Kriegsinternierung (War Relocation Authority, WRA) überwacht werden sollte. Nach we-

nigen Monaten waren zehn Lager in Betrieb genommen, darunter Tule Lake, auf einer landwirtschaftlichen Ebene 350 Meilen von Berkeley entfernt. Im Februar 1943 führte ein Plan, „loyale“ Internierte zu registrieren, um sie schließlich in andere Orte in den Vereinigten Staaten umzusiedeln (wie auch zum Militär einzuziehen), zu Protest- und Gewaltausbrüchen, besonders in Tule, das zum Zentrum sogenannter „Illoyaler“ wurde, die die Internierung der Umsiedlung vorzogen. „The Spoilage“ war vor allem eine Untersuchung über 18000 „Illoyale“ aus Tule, von denen eine beachtliche Zahl schließlich ihre Staatsbürgerschaft der Vereinigten Staaten zurückgab. „The Salvage“ untersuchte diejenigen, die die Internierungslager verlassen durften, um anderswo zu arbeiten.

In Berkeley arbeitend, konzipierte Thomas die Untersuchung über die Evakuierung und Umsiedlung der Japano-Amerikaner (JERS) Anfang 1942, vermutlich angeregt durch Studien, die zwei ihrer Studenten über Japano-Amerikaner im Gebiet von Berkeley, unmittelbar nach Pearl Harbor, erarbeitet hatten. Ursprünglich sollte das Projekt multi-disziplinär sein, d.h., es sollten Kollegen aus Berkeley aus den Gebieten Ökonomie, Anthropologie, politische Wissenschaften und Sozialarbeit hinzugezogen werden. Im März 1942 bekam Thomas die Zusage der vollen Kooperation von Milton S. Eisenhower, dem Direktor der WRA. Die großzügige finanzielle Unterstützung der Rockefeller-Stiftung und anderer belief sich auf über 100000 Dollar.⁵¹

Unvorhersehbare Entwicklungen spielten jedoch eine große Rolle bei der Gestaltung der Ergebnisse.⁵² Die Übernahme kriegsrelevanter Tätigkeiten durch ihre männlichen Kollegen bedeutete, daß Thomas die alleinige Führung von zehn studentischen Feldforschern, darunter fünf japano-amerikanische Studenten aus Berkeley erhielt. Die anderen Forscher (davon vier Nichtjapaner) befanden sich noch im Post-Graduierten-Studium, und nur einer (Frank Miyamoto von der Universität Chicago) hatte sein Vorexamen bereits bestanden. Eine weitere Graduiertenstudentin der Anthropologie (Rosalie Hankey Wax) stieß 1943 zu dem Projekt und steuerte den

Großteil der Feldberichte bei, die in „The Spoilage“ verwendet wurden.

Obwohl Thomas ihre Rolle zunächst ziemlich eng so definiert hatte, daß sie unterschiedliche Reaktionen auf „erzwungene Migration“ messen wollte, fand sie sich bald in der Rolle der Supervisorin von Feldforschern aus verschiedenen Disziplinen, die alle ihre eigenen Ambitionen und Pläne hatten. Ursprünglich war ein dritter Band vorgesehen über Internierte, die den ganzen Krieg über in den Lagern blieben. Publiziert aber wurden schließlich nur zwei „offizielle“ Bände und eine nicht autorisierte und politisch kontroverse Untersuchung des Feldforschers Morton Grodzins sowie eine Antwort darauf, die Thomas in Auftrag geben half, an der sie aber selbst nicht mitarbeitete.⁵³

Noch Jahrzehnte später hält die Debatte über Thomas' Rolle wie über das Projekt selbst an. Zu den kontroversen Punkten gehören: (1) die Wahl von Tule als dem Hauptschauplatz der Untersuchung (und damit die Hervorhebung der „Illoyalen“, angeblich aus Vorliebe für die Darstellung sensationeller Ereignisse), gekoppelt mit den negativen Konnotationen der Begriffe *spoilage* (Verlust, Verderben) und *salvage* (Bergung, Rettung); (2) Thomas' Anleitung studentischer Feldforscher und ihre Rolle bei der Behinderung und Unterdrückung „unautorisierter“ Veröffentlichungen ihrer Befunde, und (3) ihre scheinbare Neutralität angesichts einer enormen Ungerechtigkeit, verbunden mit Unwissen über die Geschichte und Kultur der Japano-Amerikaner. In allen drei Punkten spielte Unvorhergesehenes und zugleich Unausweichliches eine bedeutende Rolle. Aber jeder der drei Punkte warf auch ein bezeichnendes Licht auf Thomas' Soziologie und die Stärken und Schwächen ihrer Untersuchung.

Obwohl das Schicksal und der Ruf der „Illoyalen“ von Tule später zu einer emotional besetzten Angelegenheit unter Japano-Amerikanern wurde, war Thomas' Entscheidung, sich auf dieses Lager zu konzentrieren, möglicherweise zufällig. Es lag einfach am nächsten zu Berkeley und war daher eine naheliegende Wahl zu einer Zeit, in der die Kommunikationsmög-

lichkeiten den Kontakt mit den Feldforschern im besten Falle schwierig machten. Thomas wurde bei ihrer Entscheidung auch nicht vom Wunsch nach „Sensationen“ getrieben, wie der Forscher Frank Miyamoto überzeugend dargelegt hat. Während ihrer gesamten Karriere stellte Thomas' Arbeit eher das „Normale“ als das Sensationelle in den Mittelpunkt, was eine solche Abweichung uncharakteristisch gemacht hätte. Ihr Gebrauch des Begriffs „illoyal“ (immer in Anführungszeichen) geschah in der Absicht, ihre Analyse von den populären Leidenschaften zu distanzieren, die den Begriff zu einem Allgemeinut machten. „Verlust“ und „Rettung“ – Begriffe, die Thomas zwar nicht geprägt, aber übernommen hatte – drückten ihre grundsätzliche Überzeugung aus, daß der „normale“ Prozeß bei der Migration Anpassung und Assimilation beinhalte. Nicht zuletzt wählte sie Tule deshalb aus, weil es als Zentrum derjenigen Evakuierten, die sich vorsätzlich für die Internierung entschieden, die ideale Chance für die von ihr bevorzugte statistische Untersuchung bot.⁵⁴

Die Umstände waren auch der Grund für einige der am stärksten kritisierten Aspekte von Thomas' Behandlung der studentischen Feldforscher. Als „teilnehmende Beobachter“ und Internierte fanden die Japano-Amerikaner professionelle Distanz schwierig, wenn nicht unmöglich. Diese Schwierigkeit führte vermutlich zu der Forderung, Thomas möge mehr „theoretische“ Anleitung geben, obwohl nie klar war, was mit „Theorie“ gemeint war. Da sie befürchten mußten, als Spitzel gebrandmarkt zu werden, wenn sie in der Öffentlichkeit Notizen machten oder direkte Fragen stellten, wendeten die Feldforscher oft ungewöhnliche Strategien an. Spannungen traten auch zwischen Thomas und der WRA auf, die Zugang zu allen Unterlagen aus der Feldarbeit forderte. All dies zusammengenommen begründete die Notwendigkeit von Anonymität und schuf ein Klima der Geheimniskrämerei, das noch auf die Nachkriegsjahre übergriff und zum Teil die scheinbar unangemessen geringe Anerkennung, die Thomas ihren studentischen Mitarbeitern zuteil werden ließ, erklärt,⁵⁵ wie auch den Versuch, die eigenständige Veröffentlichung ihrer Befunde zu unterdrücken.

Der Platz gestattet es nicht, diese Konflikte im Detail zu diskutieren, aber Thomas' neopositivistisches Konzept von Sozialwissenschaft war ein Hauptfaktor, wie Miyamoto ebenfalls umfassend darlegte.⁵⁶ Als Thomas die Veröffentlichung von Morton Grodzins' Arbeit in Berkeley ablehnte und sich gegen die Veröffentlichung in Chicago auch noch nach Kriegsende wandte, handelte sie technisch korrekt in dem Sinne, daß seine Daten JERS „gehörten“, wenn man die Bedingungen des Projekts eng auslegte, obwohl er seine Arbeit ohne Bezahlung schrieb. Sie hatte vielleicht auch recht damit, daß seine Anklage gegen kalifornische Politiker und Pressure groups eher propagandistischer als wissenschaftlicher Natur war. Dennoch legt ihr Verhalten nahe, daß Thomas ihrem eigenen emotionalen Engagement für wissenschaftliche Distanz und ihrer Antipathie gegen jede politische Stellungnahme entsprechend handelte, was möglicherweise von der Angst verstärkt wurde, diejenigen Kräfte in Kalifornien zu verärgern, die ihre staatliche Universität unterstützten.⁵⁷

Ihr angeborener Widerwille gegen „Theorie“ brachte sie dazu, Forschern mit abweichender Meinung Vorträge über ihre „Unreife“ zu halten und über die Gefahren „unrealistischer und weit hergeholter Theorien“. Im Hinblick auf derartige Theorien, schrieb sie, „waren die Soziologen vielleicht die schlimmsten Missetäter“.⁵⁸ Ihre Antipathie gegen Theorie spielte auch eine Rolle bei der Nichtveröffentlichung von „The Residue“, einer Arbeit, die auf der Feldforschung von James M. Sakoda in einem Lager namens Mindoka basieren sollte. Als Sakoda später eine Doktorarbeit in Sozialpsychologie zu diesem Thema vollendete, weigerte sich Thomas, sie publizieren zu lassen, wenn er nicht einen Abschnitt über Theorie herausnahm, was er aber ablehnte.⁵⁹

Die Distanz, die einige Kritiker beunruhigte, war zwar in Thomas' lebenslangem Engagement für Objektivität verwurzelt, wurde aber auch – dies legt ihr ursprünglicher Antrag nahe – verstärkt durch die Strategien der Geldgeber. Die vorgeschlagene Untersuchung „erzwungener Migration“ versprach Gratifikationen, nicht für die japanischen Opfer, sondern für

die Beschäftigung mit entwurzelten Bevölkerungen im Nachkriegseuropa. JERS, notierte Thomas in einem Satz, der ein halbes Jahrhundert später geschrieben einem akademischen Selbstmord gleichgekommen wäre, „ist in keiner Weise mit den Interessen der Verwaltung (von Berkeley, R. B.) oder einzelner Fakultätsmitglieder am Wohlergehen der japanischen Bevölkerungsgruppe insgesamt oder der Studierenden japanischen Herkunft verbunden.“ „Zu sagen, daß JERS es hätte sein sollen (im Interesse der Japano-Amerikaner) heißt, Wunschenken zu folgen“, schrieb ein überlebender Evakuierter später, „die Untersuchung dafür zu kritisieren, daß sie es nicht war, ist naiv.“⁶⁰

In Thomas' neopositivistischem Modell waren die Bedingungen in den Lagern die „Situation“, Protest und andere Reaktionen das „Verhalten“. Was dieser Formel fehlt, ist jeder Sinn für die Vorkriegsgeschichte und die verschiedenen Fraktionen in den Lagern. Thomas' sorgfältige Tabellen legten bestimmte Merkmale bei den Lagerinsassen offen, im Vergleich zu denen, die die Lager verließen: Es waren mehr gebürtige Japaner als Japano-Amerikaner der zweiten oder dritten Generation, mehr Buddhisten als Christen, mehr Farmer als Siedler usw. Diese ahistorische Analyse unterstütze die wiederholt aufgestellten Behauptungen, daß es auf den Grad der Assimilation entscheidend ankomme, kritisierte wiederum Miyamoto, während die Untersuchung der Vorkriegserfahrungen der verschiedenen Gruppen enthüllt hätte, daß der entscheidende Faktor in ganz unterschiedlichen Erfahrungen mit Diskriminierung und Segregation lag.⁶¹

Trotz der extensiven Sammlung von „Lebensgeschichten“ in „The Salvage“ fühlte sich Thomas, – um mit den Worten eines Mitarbeiters zu sprechen – nach wie vor „unbehaglich bei Felddaten, die sich mit Verhalten, Haltungen und Werten befaßten“. Ironischerweise kam die Anregung für die „Lebensgeschichten“, die Charles Kikuchi für den zweiten Band sammelte, von W. I. Eine Ironie ist es auch, daß einem späteren soziologischen Urteil zufolge Kikuchis Arbeit hinsichtlich der „Lebensgeschichten“ bestimmte Aspekte der feministischen

Theorie vorwegnahm, wenn auch ohne die Betonung der politischen Natur persönlicher Erfahrung. Auf jeden Fall hinterließ die Veröffentlichung von fünfzehn Lebensgeschichten, die wörtlich wiedergegeben, aber nicht interpretiert wurden, in „The Salvage“ eine Lücke, die Dorothy wieder einmal nicht überbrücken konnte.⁶²

Bei allen Problemen der Konzeption und Durchführung war JERS trotz aller Mängel in vieler Hinsicht ein Erfolg. Thomas' Darstellung der Evakuierung und Internierung lieferte nicht nur einen außerordentlich detaillierten Rahmen für spätere Untersuchungen, sondern brachte – auch im Urteil mehrerer Kritiker – gerade in ihrer nüchternen Distanz die unerhörte Ungerechtigkeit sehr stark zum Ausdruck; der Oberste Gerichtshof zitierte Jahre später die Bände als Beweis „unserer Verbrechen gegen unsere amerikanischen Mitbürger“. ⁶³ Thomas' statistische Analysen unterschiedlicher Reaktionen auf das „Loyalitäts“-Programm gehören zum Besten ihrer Arbeit. Die unredigierten „Lebensgeschichten“ und Stapel noch immer unbearbeiteter Feldnotizen bleiben vermutlich die besten Quellen zum Verständnis der Erfahrung der Evakuierung und stellen ein gutes Plädoyer für den Wert von Thomas „Staubsauger“-Ansatz bei der Datensammlung dar.

Nach Abschluß dieser Studie wurde Thomas nicht nur durch die Grodzins-Affäre und andere Probleme, die mit dem Projekt zusammenhingen, belastet, sondern auch durch ihren Ausschluß aus dem neu geschaffenen Fachbereich für Soziologie in Berkeley⁶⁴ und durch den Tod ihres Mannes 1947. Obwohl sie bezeichnenderweise zu beiden Ereignissen keine Aufzeichnung über ihre Gefühle hinterließ, könnten sie zusammengenommen ihre Entscheidung begründen, zu der relativen Sicherheit ihrer ersten intellektuellen Liebe zurückzukehren – einer Untersuchung über das Verhältnis von Population und Migration zum Wirtschaftskreislauf. Gekoppelt mit dem Wechsel an die Universität von Pennsylvania im Jahre 1948 bedeutete diese Entscheidung letztlich eine Abwendung von der Soziologie.

Obwohl Thomas ab 1952 an diesem Projekt arbeitete, bis 1974 ein Schlaganfall ihrer Arbeit ein Ende setzte, ist es schwierig, ihren Beitrag zu den drei veröffentlichten Bänden exakt zu bemessen. Als Kodirektorin zusammen mit dem Ökonomen Simon Kuznets konzipierte und koordinierte sie vermutlich die Beiträge der anderen Autoren. Sie schrieb überdies eine kurze methodologische Einleitung zum zweiten Band und eine 47seitige Analyse von „zeitlichen und räumlichen Beziehungen zwischen Migration und ökonomischen Chancen“ für den dritten. Ihre Aufgabe war es auch, die „Schlußfolgerungen“ zu liefern, die, wie die Kritiker der ersten beiden Bände anmerkten, der Beweis für die Schlüssigkeit des gesamten Projektes sein würden.⁶⁵ Aber ihre Zusammenfassung in fünf Punkten, weniger als eine Seite lang, war selbst nach ihren eigenen Maßstäben nur ein Gerippe: Während mehr als sieben Jahrzehnten hatte die innere Migration in den USA „positiv“ auf Schwankungen im Ausmaß ökonomischer Aktivität reagiert, mit einigen Variationen nach Alter und Ethnie; sowohl Push- als auch Pull-Faktoren hatten den größten Einfluß auf Schwarze.⁶⁶

Was die Rezeption des Kuznets-Thomas-Projekts betrifft, so wußten die Soziologen offenbar nicht so recht, was sie davon halten sollten. Die drei wichtigsten soziologischen Zeitschriften rezensierten zwar die ersten beiden Bände, aber nur „Social Forces“ befaßte sich mit dem dritten, zu dem Thomas einen direkten Beitrag geliefert hatte. Soziologen wie Demographen zitierten weiterhin Thomas' Arbeit, aber anscheinend machte kein Forscher später Gebrauch von ihren Beiträgen.⁶⁷

Thomas' Beitrag zur Formierung der Soziologie

Spielt man das Spiel „Was wäre gewesen wenn?“, so kann man sich eine andere Dorothy Thomas vorstellen. Wieviel interessanter hätte ihre Arbeit sein können, wenn sie mutiger die Theorien von Wesley Mitchell, William Ogburn und W. I. Thomas in Frage gestellt hätte. Wieviel reicher und wertvoller

hätten „The Spoilage“ und „The Salvage“ nach späteren Maßstäben sein können, wenn die Umstände und ihre persönliche Disposition ein stärkeres Interesse am Innenleben der Internierten ermöglicht hätten. Wieviel mehr hätte „Population Distribution“ zu den Debatten der sechziger und siebziger Jahre beitragen können, wenn sie die „Lebensgeschichten“ nicht-weißer Menschen, die im Push und Pull ökonomischer Veränderungen gefangen waren, erforscht hätte, statt sich in Tabellen und Graphiken zu flüchten. Wieviel wahrscheinlicher wären diese Ergebnisse gewesen, hätte sie eine umfassendere Ausbildung in Gesellschaftstheorie gehabt, ein stärkeres Interesse an Geschichte oder den Nutzen weiblicher Netzwerke und einer feministischen Theorie.

Derlei Spekulationen ändern jedoch nichts an der Realität, daß Thomas ein Produkt ihrer Zeit war, größtenteils geformt von denselben Kräften wie ihre männlichen Zeitgenossen, besonders jene im neopositivistischen Lager der Soziologie. Aus diesem Grund teilte ihr Werk die Schwächen einer spezifischen Art von soziologischem Objektivismus, den viele Soziologen später als besonders unfruchtbares Kapitel in der Geschichte des Faches verurteilten, selbst solche, die die Hinterlassenschaft der Quantifizierung lobten.

Gleichzeitig ist Thomas' Gesamtbeitrag zur Sozialwissenschaft nicht unbedeutend. Zusammen mit Ogburn, Stuart Rice und jüngeren Soziologen wie Read Bain und George Lundberg trug Thomas dazu bei, zwei Haltungen, die für die Soziologie vor 1914 charakteristisch waren: das Theoretisieren aus dem Lehnstuhl heraus und das unkritische Gutes-Tun, zum Verschwinden zu bringen. Sie tat ihren Teil dazu, der Soziologie einen permanenten Platz an den amerikanischen Universitäten zu sichern, signifikante Unterstützung durch Stiftungen zu etablieren und einen Brückenkopf für Frauen zu bauen, die in den sechziger Jahren in das Fachgebiet einsteigen sollten. Auch wenn diese jüngere Generation Annahmen über „Normalität“, „Anpassung“ und „Expertentum“ anzweifelte, die implizit in ihrem neopositivistischen Programm wie in ihren „wertfreien“ Überzeugungen steckten, setzte Thomas' beträchtlicher Ein-

fluß auf Untersuchungen über den Wirtschaftskreislauf, über Demographie und selbst über die Einwanderungsgeschichte – von der Leistung von „The Spoilage“ und „The Salvage“ ganz zu schweigen – einen wissenschaftlichen Standard, der über Generationen reicht.

Obwohl Thomas nicht gegen vorherrschende Geschlechterrollenklišees immun war und auch herrschende Konventionen zu spüren bekam, spielte offene sexuelle Diskriminierung eine relativ kleine Rolle. Wiederholt erhielt sie Unterstützung und Anregung von Männern. Ihrer impliziten Behauptung, daß ihr Geschlecht sie nach der Rückkehr aus England daran gehindert habe, eine Universitätsstellung zu erlangen, muß entgegengehalten werden, daß wohl auch ein fünfundzwanzigjähriger Mann mit einem ausländischen akademischen Grad, der nur am Rande mit Soziologie zu tun hatte, auf solche Schwierigkeiten gestoßen wäre. Obschon sexistische Klishees bei der Behandlung der Grodzins-Affäre in Chicago und bei ihrem Ausschluß aus dem soziologischen Fachbereich in Berkeley eine Rolle gespielt haben mögen (wie zwei Kommentatoren, wenn auch nur vage, andeuteten), ist es ebenso wahrscheinlich, daß der Hauptpunkt in beiden Fällen konkurrierende Vorstellungen von Soziologie waren.⁶⁸

Aber eine Frau zu sein machte vielleicht auf subtilere Weise einen Unterschied, und dies nicht immer zu ihrem Vorteil. Als ein Argument unter vielen könnte man hierfür vielleicht anführen, daß ihr Geschlecht Erfahrungen verstärkte, die Thomas und männliche neopositivistische Kollegen in gleicher Weise machten und die in ihrem Fall mit einer gesellschaftlich randständigen Kindheit sowie psychischer Verletzlichkeit aufgrund des Verlassenwerdens durch den Vater zusammentrafen: der Wunsch jedes „guten Studenten“ zu gefallen, und ein perfektionistisches Streben nach der „Neutralität des Beobachters“. Zusätzlich zu all dem stand Thomas unter dem Druck, ständig von den Mitgliedern einer überwältigenden männlichen Mehrheit beobachtet zu werden, gleich wie freundlich sie ihr gesonnen waren. Sie teilte daher nicht nur die Ansichten, das Berufsethos und die Passion für Objektivität mit Ogburn

und anderen männlichen Objektivisten, sondern war eine der glühendsten Verfechterinnen ihrer Art von Soziologie. Andernfalls hätte sie fast mit Sicherheit nicht den Erfolg gehabt, den sie hatte. Zugleich wäre sie vielleicht nicht an eine so enge Konzeption ihres Faches gekettet geblieben, wäre sie nicht ständig gezwungen gewesen, ihre Professionalität und Objektivität zu beweisen, und sie hätte umfassendere und wertvollere Einsichten in menschliches Verhalten gewinnen und vielleicht ein theoretisches Werk schaffen können, das uns heute mehr zu sagen hätte. So gesehen kostete ihr weibliches Geschlecht aus denselben Gründen seinen Preis, aus denen heraus Dorothy Swaine Thomas derart außerordentlich erfolgreich darin war, die Grenzen zu überwinden, die es ihr auferlegte.

Übersetzt von Nele Löw Beer

Dorothy Swaine Thomas (1899–1977)
Soziologischer Objektivismus:
Der harte Weg in die Profession

von Robert C. Bannister

- 1 Biographische Informationen entnommen aus: Roscoe, Dorothy Swaine Thomas; Thomas, Experiences in Interdisciplinary Research; Thomas, Wold Festschrift; Miyamoto, Thomas as Director of JERS.
- 2 Gordon, Gibson Girl, Anmerkung 223 bemerkt, daß die Frauengeneration, die zwischen 1860 und 1880 geboren wurde, den höchsten Anteil an Unverheirateten aufweist, und daß der Prozentsatz von Collegeausgebildeten Frauen, die heirateten, zwischen 1865 und 1900 am niedrigsten war. Die prominentesten Soziologinnen aus Thomas' Generation waren verheiratet.
- 3 Gordon, Gibson Girl, S. 214; Graham, Expansion and Exclusion, S. 766. *Coed*, eine Co-educated, d.h., eine Frau in einer gemischten Bildungsinstitution (A. d. Ü).
- 4 Graham, Expansion and Exclusion, S. 760f.
- 5 Gordon, Gibson Girl.
- 6 Cott, The Grounding of Modern Feminism, S. 218, 220; Graham, Expansion and Exclusion, S. 764f.
- 7 Ross über Jane Addams, in diesem Band, S. 130, 142, 145.
- 8 Roscoe, Dorothy Swaine Thomas. Zu der Unterscheidung zwischen *agentive* und *communal*, vgl. Carlson, Sex Differences in Ego Functioning, S. 267–277 und zu einer Diskussion mit Bezugnahme auf die Soziologie Bannister, Jessie Bernard, S. 205f. Der englische Gegensatz *agentive* versus *communal* betont noch stärker das Aktionistische, die

„treibende Kraft“ im Gegensatz zur Orientierung am Gemeinwesen (A. d. Hrsg.).

- 9 Roscoe, Dorothy Swaine Thomas, S. 406; Suzuki, University of California; Ichioka, JERS Revisited; S. 10f.; Murray, Rights of Research Assistants; Murray, W. I. Thomas, Behaviorist Ethnologist.
- 10 In diesem Aufsatz wird der Ausdruck „Behaviourismus“ als Bezeichnung für ein Element innerhalb einer weiter gefaßten Konstellation verwendet, die abwechselnd „Objektivismus“ und „Neopositivismus“ genannt wird. Zu einer Diskussion der terminologischen Unterschiede siehe Miyamoto, Thomas as Director, S. 31–34, zum Teil basierend auf Lundberg, Foundations of Sociology, und Bannister, Sociology and Scientism. Kurz charakterisiert riefen die Neopositivisten nach einer Sozialwissenschaft, die erfahrungsorientiert, nominalistisch, quantitativ und wertfrei war. Verallgemeinerungen, die „neopositivistische Soziologen“ betreffen, beziehen sich in diesem Aufsatz primär auf Personen, die ich in meinem Buch erwähne.
- 11 Thomas, Wold Festschrift.
- 12 Thomas, Wold Festschrift, S. 216.
- 13 Thomas, Wold Festschrift, S. 217.
- 14 Thomas, Experiences in Interdisciplinary Research. Zur Columbia-Universität siehe Wallace, The Institutionalization of a Discipline.
- 15 Zu den Studentinnen am Barnard-College gehörten in diesen Jahren, obwohl sie Thomas anscheinend nicht bekannt waren, die Anthropologinnen Esther Goldfrank (B. A. 1918) und Margaret Mead (B. A. 1923). Mead, Blackberry Winter, S. 102, erwähnt Thomas als eines der „ungewöhnlichen Mädchen“, die in einer Gemeinschaftswohnung gelebt hatten, doch war die Gruppe auseinandergegangen, und die Wohngemeinschaft (Coop) hatte sich im Herbst 1920, als Mead kam, bereits aufgelöst.
- 16 Hughes McGill, William Fielding Ogburn.
- 17 Zu Ogburn und Mead siehe Howard, Margaret Mead, S. 64, 146.
- 18 Thomas, Wold Festschrift, S. 220.
- 19 Bannister, Sociology and Scientism, Kap. 11, 12.
- 20 Thomas, Wold Festschrift, S. 226.
- 21 Ogburn, Social Change; Hughes, Ogburn, S. 2; Thomas, Wold Festschrift, S. 220, zitiert „The influence of the Business Cycle on Certain Social Conditions“, in: Journal of the American Statistical Association 18 (1922), S. 324–340, nachgedruckt in: Social Aspects of Business Cycles, New York 1927, S. 53–57 (zum ersten Mal publiziert London 1925).
- 22 Thomas, Social Aspects, S. viii.
- 23 Thomas, Social Aspects, S. 103, 111f.
- 24 Thomas, Social Aspects, S. 129, 112.
- 25 Schultz, Kritik von Social Aspects, in: Political Science Quarterly.
- 26 Thomas, Social Aspects, S. 164.

- 27 Thomas, *Social Aspects*, S. 164.
- 28 Vgl. Miyamoto, Thomas as Director, S. 35.
- 29 Siehe Rezensionen von Mowrer, in: *American Journal of Sociology*; Douglas, in: *Journal of Political Economy*; Schulz, in: *Political Science Quarterly*. Kritik übten Mowrer/Heer, in: *Social Forces*.
- 30 Dazu gehörten Fay Karpf, Harriet Rosenthal Mowrer und Hazel Kvrk, die Autorinnen von Untersuchungen zur Geschichte der Sozialpsychologie, der Familie und des Konsumverhaltens. Die Informationen in diesem Abschnitt basieren auf einer laufenden Forschungsarbeit zu einer Geschichte von Frauen in der amerikanischen Soziologie der Zwischenkriegsjahre.
- An anderen führenden Graduierten-Fachbereichen – etwa der Columbia-Universität – lagen die Dinge übrigens ähnlich. Die besten der dort promovierten Soziologinnen (Mirra Komarowsky und Helen Lynd) kamen an Frauencolleges unter, während die meisten anderen kaum oder gar keine Spuren in ihrer Disziplin hinterließen. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch Katherine Jocher, Margaret Jarman Hawgood und Harriet Herring, Graduierte der Universität von North Carolina, Irene B. Taeuber und Jessie Bernard.
- 31 Thomas, *Wold Festschrift*, S. 221 f.
- 32 Ogburn, *The Folkways of a Scientific Sociology*; Ogburn, *Measurement of Factors*
- 33 Thomas, *Wold Festschrift*, S. 221 ff.
- 34 Luther Bernard, zitiert in Bannister, *Sociology and Scientism*, S. 121. Zum Fall Thomas siehe Janowitz, W. I. Thomas, S. xivf. und Deegan, Jane Addams. Zu seinen Ansichten über Geschlechtsunterschiede siehe Bale, W. I. Thomas and the Sociology of Sex Differences. Nach 1970 war der Vorwurf gegen Thomas eher „Sexismus“ als Schürzenjägeri. Vgl. Schwendinger, *Sociology's Founding Fathers*.
- 35 Thomas, *Statistics in Social Research*, S. 10 f.
- 36 Thomas, *Statistics in Social Research*, S. 1–17.
- 37 Thomas, *Wold Festschrift*, S. 223 f.
- 38 Murray, W. I. Thomas, *Behaviorist Ethnologist*.
- 39 Thomas, *Experiences in Interdisciplinary Research*, S. 665.
- 40 Barker, *Preliminary Report*, S. 30; Thomas et. al., *Observational studies*, S. 243.
- 41 Thomas et al., *Observational studies*, S. 19ff.
- 42 Thomas et al., *Observational studies*, S. 2; Arrington, *Behavior of Young Children*, S. 133 f.
- 43 Young, Rezension von: *New Techniques*; Fry, Rezension von: *Observational Studies*.
- 44 Einige Jahre zuvor hatte sich eine ausführliche Analyse ihrer Arbeit, sympathisierend, aber nicht unkritisch, wiederum auf das Problem konzentriert, sinnvolle Korrelationen zu sozialem Verhalten herzustellen. Vgl. Kemp, *Mathematical Treatment*.

- 45 Das Material in diesem und den folgenden Abschnitten stammt von Jackson, Gunnar Myrdal, S. 75–81.
- 46 Jackson, Gunnar Myrdal, S. 75.
- 47 Thomas et al., Research memorandum, S. 11, 55, 68, 160f.
- 48 Thomas, Social and Economic Aspects, S. v–vii.
- 49 Thomas, Social and Economic Aspects, S. 1–3.
- 50 Hutchinson, in: Annals of the American Academy, S. 235; Spengler, in: Journal of Political Economy, S. 773; Hagood, in: Social Forces, S. 275; Wolfe, in: Journal of Economic History, S. 247f.; Thomas, Social and Economic Aspects, S. v.
- 51 Das Folgende bezieht viele Informationen aus Miyamoto, Thomas as Director; Ichioka, JERS Revisited; Murray, Rights of Research Assistants.
- 52 Thomas selbst schilderte viele dieser unerwarteten Entwicklungen in: The Spoilage, S. v–xv.
- 53 Grodzins, Americans Betrayed; Broek et al., Prejudice War.
- 54 Miyamoto, Thomas as Director, S. 46–60.
- 55 Trotz umfangreicher Arbeiten für das Projekt wurde von Rosalie Hankey und anderen nur gesagt, sie hätten „Beiträge“ geliefert.
- 56 Ebenda. Aus Platzgründen muß auch auf die Diskussion der Vorwürfe gegen Rosalie Hankey Wax und auf den schließlichen Bruch Thomas' mit dieser begabten Feldforscherin verzichtet werden. Zu kontroversen Einschätzungen, vgl. Wax, Doing Fieldwork; Suzuki, Japanese Evacuation; Miyamoto, Thomas as Director, S. 52–59.
- 57 Zur Affäre Grodzins siehe Murray, Rights of Research Assistants; Suzuki, Japanese Evacuation; Suzuki, For the Sake of Inter-University Comity.
- 58 Thomas an Shibutani, 6. 4. 1944, und „Memorandum to Staff“, 28. 10. 1943, zitiert in Ichioka, JERS Revisited, S. 11. Thomas an Grodzins, 18. 8. 1945, zitiert ebenda, S. 18, charakterisiert seine Arbeit als „unbeherrscht und unreif“.
- 59 Zu diesem Vorfall siehe Sakoda, Reminiscences of a Participant Observer, Sakoda, The Residue.
- 60 Thomas, The Mechanism and Consequences of the Wartime Civilian Control Program, 1. 5. 1942, zitiert in Ichioka, JERS Revisited, S. 6; Ichioka, JERS Revisited, S. 22.
- 61 Miyamoto, Thomas as Director, S. 45; Thomas, The Spoilage, S. 184, erwähnt beiläufig, daß „das Ausmaß der Segregation, Diskriminierung und Konkurrenz“ seitens der weißen Mehrheit in der Zeit vor der Internierung ein Faktor war, stellt aber hauptsächlich auf den Grad der Assimilierung ab. Nach Miyamoto hätten Thomas' Statistiken, hätte sie sie nur entsprechend interpretiert, eine Argumentation gestützt, die die Diskriminierung in der Vorkriegszeit hervorhob.
- 62 Sakoda, zitiert in Murray, Rights of Research Assistants; Kikuchi, Through the JERS Looking Glass; Takagi, Life History Analysis and JERS. Zu

dem Versäumnis, die statistische Analyse mit den Fallstudien in Beziehung zu setzen siehe La Violette, Rezension von: *The Salvage*.

- 63 Panuncio, Rezension von: *The Salvage*; Nachruf, *American Sociological Association: Footnotes*, 12. 8. 1977, zitiert in Roscoe, Thomas, S. 406.
- 64 Murray, *Resistance to Sociology at Berkeley*.
- 65 Hillery, Rezension von *Population Redistribution*, Bd. 1; Goldstein, Rezension von *Population Redistribution*, Bd. 2.
- 66 Kuznets et al., *Population Redistribution and Economic Growth; Schlußfolgerungen aus Bd. 3*, S. 368.
- 67 Ogburn, *Income and Wealth*. Die Bewertung von Einflüssen basiert auf einem Datenüberblick in: *Social Science Citation Index 1969–1980*. Ein großes Problem bei der Bewertung der Wirkung dieser Arbeit ist die Unterscheidung zwischen der Wirkung dieser Bände und der Wirkung des viel umfangreicheren Gesamtwerks von Kuznets wie auch zwischen der Wirkung der beiden ersten Bände und der Wirkung des dritten. Eine Bewertung des generellen Wertes des Projekts ist nicht beabsichtigt.
- 68 Murray, *Rights of Research Assistants*; Murray, *Resistance to Sociology at Berkeley*.

Dorothy Swaine Thomas (1899–1977)
Soziologischer Objektivismus:
Der harte Weg in die Profession

von Robert C. Bannister

Schriften von Dorothy Swaine Thomas

- : Analysis of Internal Migration in the Swedish Census of 1930, in: Journal of the American Statistical Association 32 (1937), S. 124–130.
- : Changes in Marriage Season, in: *Economica* 10 (Februar 1924), S. 97–106.
- : Contribution to the Herman Wold Festschrift, in: Dalenius, Tore et al. (Hrsg.): *Scientists at Work*, Stockholm 1970, S. 216–227.
- : Differential Fertility in California: The Racial Aspect, in: *Social Forces* 20 (1941), S. 146–154.
- : Experiences in Interdisciplinary Research, in: *American Sociological Review* 17 (1952), S. 60–63.
- : Internal Migrations in Sweden, in: *American Journal of Sociology* 42 (1936), S. 213–221.
- : Migration, Marriage and Divorce, in: *Rural Sociology* 4 (1939), S. 155.
- : Some Aspects of Socio-Legal Research at Yale, in: *American Journal of Sociology* 35 (1929), S. 1–17.
- : Streams of Internal Migration: A Further Exploration with Swedish Data, in: *Rural Sociology* 2 (1937), S. 148–166.
- : Swedish Census of 1935–6, in: *Journal of the American Statistical Association* 31 (1936), S. 541–544.
- : Utilization of Social Security Data for Sociological Research in: *American Sociological Review* 3 (1938), S. 718–723.
- : *Social Aspects of Business Cycles*, London 1925, New York 1927.
- : *Social and Economic Aspects of Swedish Population Movements, 1750–1933*, New York 1941.

Werke als Koautorin

- Kuznets, Simon Smith/D.S.T. (Untersuchungsleiter): Population Redistribution and Economic Growth: United States, 1870–1950, 3 Bde., Philadelphia 1957–1964.
- Ogburn, William F./D.S.T.: The Influence on the Business Cycle on Certain Social Conditions, in: Journal of the American Statistical Association 18 (1922), S. 324–340.
- Ogburn, William F./D.S.T.: Are Inventions Inevitable? In: Political Science Quarterly 37 (1922), S. 83–98.
- D.S.T. und Kollegen: Some New Techniques for Studying Social Behavior, New York 1929.
- D.S.T. et al.: Observational Studies of Social Behavior, New Haven 1933.
- D.S.T. et al.: Research Memorandum on Migration Differentials, New York 1938.
- D.S.T./Nishimito, Richard: The Spoilage, Berkeley 1946.
- D.S.T./Kikuchi, Charles/Sakoda, James: The Salvage, Berkeley 1952.
- Thomas, William Isaac/D.S.T.: The Child in America: Behavior Problems and Programs, New York 1928.

Literatur

- Arrington, Ruth E.: Interpretation in the Behavior of Young Children, New Haven 1932; zitiert in Thomas et al.: Observational Studies of Social Behavior. New Haven 1933.
- Bale, Judith H.: W.I. Thomas and the Sociology of Sex Differences, in: Journal of the History of Sociology 3 (1981), S. 20–42.
- Bannister, Robert C.: Jessie Bernard: The Making of a Feminist, New Brunswick 1991.
- : Sociology and Scientism: The American Quest for Objectivity, 1880–1940, Chapel Hill, N.C. 1987, S. 3–11.
- Barker, Margaret: A Preliminary Report in: Some New Techniques for Studying Social Behavior, New York City, Teachers College, Columbia University 1929.
- Blundell Longstaff, George: Studies in Statistics, Social, Political and Medical, London 1891.
- Broek, Jacobus ten et al.: Prejudice War and the Constitution, Berkeley 1954.
- Carlson, Rae: Sex Differences in Ego Functioning in: Journal of Consulting and Clinical Psychology 37 (1971), S. 267–277.
- Cott, Nancy: The Grounding of Modern Feminism, New Haven 1978.
- Deegan, Mary Jo: Jane Addams and the Men of the Chicago School, 1892–1918. New Brunswick/N.J. 1988, S. 178–187.
- Douglas, Paul H.: Rezension von „Social Aspects of the Business Cycle, in: Journal of Political Economy 35 (1927), S. 426 ff.

- Fry, C. Luther: Rezension von: „Observational Studies“, in: *Annals of the American Academy* 172 (1934), S. 194f.
- Goldstein, Sidney: Rezension von: „Population Redistribution“, Bd. II, in: *American Sociological Review* 26 (1961), S. 495f.
- Gordon, Lynn D.: *The Gibson Girl Goes to College*, in: *American Quarterly* 39 (1987), S. 211–230.
- Graham, Patricia A.: *Expansion and Exclusion: A History of Women in American Higher Education*, in: *Signs* 3 (1978), S. 766.
- Grodzins, Morton: *Americans Betrayed: Politics and the Japanese Evacuation*, Chicago 1949.
- Hagood, Margaret: Rezension von „Social and Economic Aspects of Swedish Population Movements“, in: *Social Forces* 20 (1941), S. 275.
- Hillery, George A.: Rezension von: „Population Redistribution“, Bd. I, in: *American Sociological Review* 23 (1958), S. 239f.
- Howard, Jane: *Margaret Mead: A Life*, New York 1984.
- Hughes McGill, Helen: William Fielding Ogburn, in: *Social Forces* 38 (1959), S. 2.
- Hutchinson, E.P.: *Annals of the American Academy* 215 (1941), S. 235.
- Ichioka, Yuji: *JERS Revisited*, in: Ders.: *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement Study*, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989.
- Jackson, Walter A.: *Gunnar Myrdal and America's Conscience*, Chapel Hill/ N.Car. 1990.
- Janowitz, Morris (Hrsg.): *W.I. Thomas on Social Organization and Social Personality*, Chicago 1966.
- Kemp, Herbert R.: *Mathematical Treatment by Dorothy Swaine Thomas of Social Data Arranged by Time Series* in: Rice, Stuart (Hrsg.): *Methods in Social Science*, Chicago 1931, S. 366–381.
- Kikuchi, Charles: *Through the JERS Looking Glass*, in: Ichioka, Yuji: *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement Study*, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989, S. 179–195.
- Kuznets, Simon Smith et al. (Hrsg.): *Population Redistribution and Economic Growth; United States, 1870–1950, 3 Bde.*, Philadelphia 1957–1964.
- La Violette, Forrest E.: Rezension von: *The Salvage*, in: *Social Forces* 32 (1953), S. 98.
- Lundberg, George: *Foundations of Sociology*, gekürzte Ausgabe, New York 1964.
- Mead, Margaret: *Blackberry Winter*, New York 1972.
- Miyamoto, S. Frank: *Dorothy Swaine Thomas as Director of JERS*, in: Ichioka, Yuji: *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement Study*, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989, S. 31–63.
- Mowrer, Ernest: Rezension von „Social Aspects of the Business Cycle“, in: *American Journal of Sociology* 31 (1926/27), S. 1010 f.

- Mowrer, Ernest/Heer, Clarence Rezension von „Social Aspects of the Business Cycle“, in: *Social Forces* 7 (1928), S. 322 f.
- Murray, Stephen O.: Resistance to Sociology at Berkeley, in: *Journal of the History of Sociology* 2 (1980), S. 61–84; zitiert in Roscoe, Janice: Dorothy Swaine Thomas, in: Deegan, Mary Jo (Hrsg.): *Women in Sociology: A Bio-bibliographical Sourcebook*, New York 1991, S. 401–406.
- Murray, Stephen O.: The Rights of Research Assistants and the Rhetoric of Political Suppression in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 27 (April 1991), S. 130–156; zitiert in Roscoe, Janice: Dorothy Swaine Thomas, in: Deegan, Mary Jo (Hrsg.): *Women in Sociology: A Bio-bibliographical Sourcebook*, New York 1991, S. 401–406.
- : W.I. Thomas, Behaviorist Ethnologist, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 24 (1988), S. 381–391.
- Ogburn, Willam Fielding: *Social Change*, New York 1922.
- : Rezension von: Kuznets/Goldsmith: *Income and Wealth*, in: *American Journal of Sociology* 59 (1954), S. 515.
- : A Measurement of Factors in the Presidential Election of 1928, in: *Social Forces* 8 (1929/30), S. 175–183.
- : The Folkways of a Scientific Sociology, in: *Scientific Monthly* 30 (1930), S. 300–306.
- Panuncio, Constantine: Rezension von: „The Salvage“, in: *Annals of the American Academy* 286 (1953), S. 213f.
- Roscoe, Janice: Dorothy Swaine Thomas, in: Deegan, Mary Jo (Hrsg.): *Women in Sociology: A Bio-bibliographical Sourcebook*, New York 1991, S. 401–406.
- Sakoda, James M.: „Reminiscences of a Participant Observer“; „The Residue“, in: Ichioka, Yuji: *JERS Revisited*, in: Ders. (Hrsg.): *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement Study*, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989, S. 219–279.
- Schultz, Henry: Kritik von: „Social Aspects“, in: *Political Science Quarterly* 43 (1928), S. 296.
- Schwendinger, Herman und Julia: *Sociology's Founding Fathers: Sexists to a Man*, in: *Journal of Marriage and the Family* 33 (1971), S. 786–790.
- Spengler, Joseph J.: Rezension von „Social and Economic Aspects of Swedish Population Movements“, in: *Journal of Political Economy* 50 (1942), S. 773.
- Suzuki, Peter T.: For the Sake of Inter-University Comity in: Ichioka, Yuji: *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement Study*, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989, S. 219–279.
- : The University of California Japanese Evacuation und Resettlement Study, in: *Dialectical Anthropology* 10 (1986), S. 189–213.
- Takagi, Dana Y.: Life History Analysis and JERS, in: Ichioka, Yuji: *View from Within: The Japanese American Evacuation and Resettlement*

- Study, Asian American Studies Center: University of California at Los Angeles 1989, S. 197–216.
- Wallace Robert W.: The Institutionalization of a Discipline: The Case of Sociology at Columbia, 1891–1931, Ann Arbor/ Michigan, University Microfilms, 1989.
- Wax, Rosalie H.: Doing Fieldwork: Warnings and Advice, Chicago 1971.
- Wolfe, A.B.: Rezension von „Social and Economic Aspects of the Swedish Population Movements“, in: Journal of Economic History 1 (1941), S. 247f.
- Young, Kimball, Rezension von: „New Techniques“, in: American Journal of Sociology 36 (1930), S. 298ff.